

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 3 (1947)
Heft: 7-8

Artikel: Unsere Soldatensprache [Schluss folgt]
Autor: Wanner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Soldatensprache *

Die Soldatensprache ist ein wilder Strauch in unserm Garten; machtlos steht ihm der Gärtner gegenüber und kann ihm auch mit seiner grammatischen Hagschere nicht beikommen. Dieser Strauch streckt seine Wurzeln in eigenes und fremdes Erdreich und holt seine Nahrung da, wo er sie eben findet. Allerhand Schosse treibt er, krumme und gerade, manchmal auch stachelige, und seine Blüten duften nicht alle nach Rosen und Veilchen! Manche Zweige überdauern den Wechsel der Jahre, andere dorren nach kurzem Blühen wieder ab. So bietet die Soldatensprache das Bild eines steten Wachsens und Welkens. Hanns Bächtold glaubte im ersten Weltkrieg in der Soldatensprache ein „Klingen um den allgemein gültigen Ausdruck“ zu beobachten. Er hat sich doch wohl getäuscht; denn ein solches Streben nach Normierung scheint mir ihrem innern Wesen und ihren Lebensbedingungen zu widersprechen. Gewiß gibt es, wie wir nachher noch sehen werden, einen Grundstock altüberlieferter, bei allen Deutschschweizer Truppen verbreiteter Ausdrücke. Daneben aber finden wir vieles, das räumlich und zeitlich eng begrenzt ist und doch ebenso stark zum Charakter der Soldatensprache beiträgt wie jener fest gewordene Wortschatz. Denn es liegt in ihrem Wesen und ihrem Daseinszweck begründet, daß sie immer wieder Neues schaffen muß. Dazu ist ihr jedes Mittel recht; sie kümmert sich nicht darum, ob ein Vergleich passend oder schief sei, ein Ausdruck geistreich oder nur derb, auf Schweizer Boden oder anderswo gewachsen. Die Hauptsache ist, daß er ein wenig Abwechslung, Leben, Farbe hineinbringt in die feldgraue Eintönigkeit des militärischen Alltags. Wer im Stroh schläft oder auch tagelang draußen liegt in Wald und Feld und dazu ausgebildet wird, einen Gegner auf dem kürzesten Weg nach Walhall zu befördern, der darf nicht zimperlich sein. Zimperlichkeit und zartes Verhüllen gelten daher wohl nirgends auf der Welt als Merkmal der Soldatensprache. So muß ich schon im voraus um Nachsicht bitten, falls der eine oder andere Ausdruck allzu derb oder unappetitlich erscheinen sollte.

* Vortrag von Dr. H. Wanner an der Jahresversammlung vom 23. März in Olten. Abgesehen von kleinen Änderungen und Zusätzen, ist die vorliegende Arbeit schon im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“ (Jahrgang 1945, S. 179—192) erschienen.

Das Thema Soldatensprache ist nicht neu im Deutschschweizerischen Sprachverein. Schon im ersten Weltkrieg regte der seither verstorbene Hanns Bächtold im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“ die Sammlung des soldatischen Wortschatzes an und veröffentlichte auch dort die ersten Ergebnisse (Band 19); diese Arbeit erschien, stark erweitert, 1922 als eigenes Büchlein. Die „Jährliche Rundschau“ des Deutschschweizerischen Sprachvereins für 1920 brachte einen zusammenfassenden Aufsatz aus seiner Feder über diesen Gegenstand. Ich habe nun nicht im Sinne, das dort Gesagte zu wiederholen oder möglichst lange Wortlisten vorzulegen. Ich beschränke mich darauf, an Hand von Beispielen aus dem Aktivdienst 1939-45 einige wesentliche Züge der Soldatensprache zu beleuchten und ein wenig ihren seelischen Wurzeln nachzugraben. Daß meine kleine Arbeit keinen Anspruch erhebt, das ganze Gebiet auch nur einigermaßen umfassend oder gar abschließend zu behandeln, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Der Begriff „Soldatensprache“ hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Ausdruck „Schweizerdeutsch“. Sowenig es nämlich ein Schweizerdeutsch gibt, so wenig gibt es eine schweizerdeutsche Soldatensprache, auch wenn wir von den mundartlichen Unterschieden absehen, die sich auch in ihr zur Geltung bringen. Wie jeder Kanton, jedes Tal, selbst jedes Dorf seine sprachlichen Eigenheiten besitzt, so finden wir Unterschiede von einem Truppenkörper zum andern, von einer Einheit zur andern. Dennoch dehnt sich ein großer, vielleicht sogar der überwiegende Teil des soldatischen Sprachschatzes über größere „Gebiete“ aus, wenn man so sagen darf, oder ist sogar allen Deutschschweizer Truppen gemeinsam. Für genauere Angaben in dieser Hinsicht fehlen die nötigen Unterlagen noch fast völlig, da m. W. eine auch nur im entferntesten systematische Sammlung für die Aktivdienstzeit 1939/45 nirgends unternommen worden ist. Da und dort sind in Zeitungen oder Erinnerungsbüchern einzelner Einheiten kleinere Beiträge zu diesem Gegenstand erschienen, die immerhin gewisse Vergleiche erlauben; besonders hervorzuheben sind die Aufsätze von Walter Escher in den „Mitteilungen der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde“ (Jahrgang 1944, Heft 4) und Eduard Strübin im „Baselbieter Heimatbuch“ 1945. Wie nun der Dialektforscher sich im Grunde nur wirklich sicher fühlt, wo er auf dem festen Boden seiner eigenen

Mundart steht, so muß auch der Beobachter der Soldatensprache von seinem eigenen Erleben ausgehen.

Die Truppe, in der ich die nachfolgenden Ausdrücke gehört habe, ist ein Schaffhauser Grenzbataillon*, das sich zu ungefähr gleichen Teilen aus ländlicher und städtischer Bevölkerung rekrutiert. Übrigens spielt gerade bei uns diese Zusammensetzung in sprachlicher Hinsicht keine sehr bedeutende Rolle; denn dank der Kleinheit und den wirtschaftlichen Verhältnissen des Kantons Schaffhausen sind Stadt- und Landbevölkerung so eng verflochten, daß sich städtische und ländliche Jungmannschaft in ihrer Umgangssprache kaum wesentlich voneinander unterscheiden, abgesehen natürlich von den eigentlichen Mundartmerkmalen und dem eigentümlichen Wortschatz der Berufskreise. Zahlreiche Ausdrücke und Redensarten der Soldatensprache stammen aus dieser Umgangssprache, die bekanntlich ihrerseits manches aus der Kunden- und Gaunersprache übernommen hat. Umgekehrt ist viel Wortgut aus der Soldatensprache in den zivilen Umgangsjargon übergegangen; in manchen Fällen läßt sich nicht mehr feststellen, in welchem dieser Kreise ein bestimmter Ausdruck beheimatet war. Zu dieser Schicht rechne ich besonders die Wörter und Redensarten, die ihrer Bedeutung nach im Dienst wie im Zivilleben Verwendung finden. Ich nenne hier als Beispiele: „Gibel“: Kopf, „en Halbschlaue“: soviel wie „en Tubel“, „höch agee“: ausschneiden, „en Grueß bringe“: in ähnlicher Bedeutung, besonders aber: faule, handgreifliche Ausreden vorbringen, ebenso „en Chrampf verzelle“; „en Spuck ryße“: etwas Unerlaubtes tun, einen Streich spielen; „en Wirbel mache“ oder „e Welle riße“: ein Gelage veranstalten; nur selten hört man dafür bei uns „en Feez mache“, aber in manchen Zürcher Einheiten scheint dieser Ausdruck der vorherrschende zu sein. „Am de Hund spile“ heißt schlecht handeln an jemandem, „Mais mache“ lärmend reklamieren. „Merci für de Borer!“ sagt einer, dem etwas Unangenehmes zugesügt wird; „wumm! de Hammer!“ ist ein Ausruf des Schreckens, der Enttäu-

* Verfasser und Schriftleiter sind sich natürlich bewußt, daß die heute noch übliche Schreibweise „Bataillon“ ist; da aber die deutsche Aussprache „Bataillon“ lautet, läge es im Zuge der „Demokratisierung der Armee“, wenn man auch so schriebe, und deshalb wagen wir die fehlerische Schreibweise. Bei „Kompanie“ ist der Duden bereits zur vernünftigen Schreibung (ohne g) übergegangen, beim Bataillon noch nicht, folgt aber hoffentlich bald nach und schließlich auch der amtliche Gebrauch. Man wird es kaum bemerken.

schung oder des Unwillens seitens des Betroffenen, oft aber auch der Schadenfreude der andern. Von einem Dicken heißt es etwa „de het au fan schlechte Winter g'ha“, wenn er nicht gar „vollg'fresne Sufscheib“ oder „vollg'soffne Fresscheib“ tituliert wird; ein Magerer dagegen wird verächtlich als „en schmale Wurf“ abgetan. Wie im zivilen Umgangsjargon sind diese Ausdrücke stark der Mode unterworfen, d. h. wie sie manchmal fast plötzlich an allen Ecken und Enden zu hören sind, so rasch verschwinden sie auch wieder.

Als viel zählebiger dagegen erweisen sich die eigentlich soldatischen Ausdrücke, d. h. die unmittelbar mit dem Dienstbetrieb zusammenhängenden. Natürlich sind auch die Schöpfungen dieser Schicht nicht alle gleich lebenskräftig. Aber es ist doch zu beachten, daß ein sehr namhafter Teil unserer jetzigen Soldatenwörter aus der Zeit des ersten Weltkrieges stammt; manche, z. B. „Spatz“, sind noch älter. Für die ununterbrochene Kette der Überlieferung aus dem Aktivdienst 1914/18 und den zwischen den beiden Kriegen liegenden Wiederholungskursen ist der Umstand von Bedeutung, daß in unserm Bataillon alle drei Heeresklassen, Auszug, Landwehr und Landsturm, fröhlich durcheinander gerüttelt sind. Aus der großen Zahl dieser längst zum eisernen Bestand der Soldatensprache gehörenden Ausdrücke möchte ich nur wenige Beispiele aufzählen: „Oberländer“: Oberleutnant, „Häuptling“: Hauptmann, „Quadratmeter“: Quartiermeister, „Cholesack“: Feldprediger, „Charst“ oder „Sprütze“: Gewehr, „Aff“: Tornister, „Christbaumschmuck“: die volle feldmarschmäßige Ausrüstung, „Grabstei“: Erkennungsmarke, „Türgg“: größere Übung, „Schnalle“: Suppe, „Hampf“ oder „Kipper“: Brot, „Bundesziegel“: Militärzwieback. Der Sanitäter heißt noch immer „Chnochenschlosser“ und muß zufrieden sein, wenn man ihm nicht noch schlimmere Namen anhängt, wie etwa in einer Zürcher Einheit „Sueßschweißtechniker“ oder „Lycheschmuggler“. Aber „Himmelfahrtskondüktör“ nennt man ihn heute kaum noch, und das scheint auf einen Unterschied zwischen der heutigen Soldatensprache und der von 1914/18 zu deuten. Denn nach Bächtolds Veröffentlichungen waren damals derart langatmige Gebilde sehr beliebt; als weitere Beispiele führe ich aus seinen Wortlisten noch „Anservaterfeldweibel“: Feldprediger, und „Feldluspyramide“: Helm, an; alle diese und ähnliche sind längst außer Kurs gekommen, wenn sie überhaupt je gebräuchlich waren, was füglich bezweifelt werden darf.

Da Bächtold die Soldatensprache nicht aus eigenem Erleben und Sprechen kannte, konnte er wohl zu wenig unterscheiden zwischen wirklich gangbaren Ausdrücken und gelegentlichen Witzen. Wie dem auch sei, unsere neuere Soldatensprache ist gekennzeichnet durch einen deutlichen Gang zur Kürze. Für diese Auffassung sprechen auch die seit 1939 neu aufgetretenen Ausdrücke, und die große Beliebtheit der Abkürzungen selbst im mündlichen Gebrauch darf wenigstens zum Teil diesem Streben zugeschrieben werden. Von dieser jüngern Schicht der Soldatensprache, den Neubildungen seit 1939, ist ohne Zweifel ein größerer Teil auch weiter, wenn nicht sogar allgemein verbreitet, wie das vorhandene Vergleichsmaterial erkennen läßt. Das ist auch nicht anders zu erwarten. In den Kadernschulen kommen Leute aus den verschiedensten Einheiten zusammen und „bereichern“ dort unwillkürlich gegenseitig ihren Sprachschatz. Sie und die Rekruten, welche die Soldatensprache von ihren Vorgesetzten übernehmen, bringen die Ausdrücke dann wieder in die Einheiten hinaus. So konnte ich im letzten Ablösungsdienst beobachten, wie durch einige neugebackene Unteroffiziere die Wendung „es gyget“: es flappt, in Umlauf gesetzt wurde. Für uns fällt ferner in Betracht, daß unsere Auszügler von Zeit zu Zeit mit denen anderer Grenzbattalione im sogenannten Stammbattalion Dienst leisten müssen. So ist nachweisbar auf diesem Weg zu uns gekommen das fast „offiziell“ gewordene Wort „Luise“ für die von der Truppe selbst hergestellten Fahrradanhänger für den Verwundetentransport, und zwar als Ableitung zum Familiennamen (Louis) eines Sanitätsoffiziers in jenem Battalione. Daneben gibt es noch zahlreiche weitere Gelegenheiten zu solchem Austausch, wie die Berührung verschiedener Truppentkörper bei der Ablösung und bei größeren Übungen, Zusammensein einzelner in einer Militär-sanitätsanstalt, Abkommandierungen, Dienstverlegungen usw. Ein Beispiel für den letztgenannten Fall sei noch angeführt: Das bei Zürcher Einheiten bezeugte Wort „Schabernack“ galt auch bei uns in der etwas spezialisierteren Bedeutung Nahkampfausbildung, aber allgemein gebräuchlich war es nur in einer Kompanie und auch dort zum erstenmal in einem Ablösungsdienst im Sommer 1942, als eben ein Zürcher Korporal jener Einheit als Dienstverleger zugeteilt war. Da der Ausdruck seither wieder fast ausgestorben ist, darf man vermuten, er sei durch jenen Zürcher eingeführt worden. Ein Fall von fast blitzartiger Ausbreitung ergab sich an

der Weihnacht 1944: die in vielen Päckli enthaltenen Feuerzeuge hießen schon nach wenigen Minuten allgemein „Flammenwerfer“.

Zwischen völliger Übereinstimmung in einzelnen Wendungen und völliger Verschiedenheit liegt ein Zwischenreich von Wörtern, die trotz der Übereinstimmung im Wesentlichen bei der einen oder andern Einheit kleine Abweichungen in Form oder Bedeutung entwickelt haben. Escher erwähnt für die Zürcher als Ausruf des Staunens, Schreckens oder Unwillens „gueten Abig, Frau Seeholzer“, das schließlich zu bloßem „gueten Abig“ verkürzt wurde; genau im selben Sinn war uns „gueten Obed, Frou Sandmeier“ geläufig, bis dann mit derselben Kürzung zu „gueten Obed“ der Unterschied verwischt wurde. „De Schirm zuemache“ hat bei uns die bestimmte Bedeutung sterben, wofür auch „'s Redli mache“ oder „d'Ohre hinderelitze“ gesagt wird. „Giftsack“ oder „Schnöregalosse“ scheint bei den Zürchern das Übliche zu sein für Gasmaske; der zweite Ausdruck ist auch bei uns bekannt, hatte aber von jeher eine scharfe Konkurrenz in „Rüssel“ und neuerdings auch in der wenig appetitlichen Bezeichnung „Schnuderbüch“. „Chlous“ wird in seiner allgemeinen Bedeutung durchaus als geringschätzig empfunden; darum erklärt einer, dem ein Kamerad eben allerhand Ehrentitel angehängt hat, ironisch: „Chasch mer alls säge, no nid Chlous!“ Daneben hat das Wort aber noch eine Sonderbedeutung erhalten als Name für die Landwehr- und Landsturmjahrgänge unseres Batallions, und hier läßt sich die Entstehung ausnahmsweise verfolgen. Im Dezember 1939 wurden Landwehr und Landsturm entlassen, während der Auszug im Dienst bleiben mußte; es traf sich, daß gerade am 6. Dezember, dem St.-Niklaus-Tag, die Auszügler sich sammelten, während die „Alten“ nach dem Entlassungsort marschierten; da riefen sie uns aus begreiflichem Neide nach: „D'Chlous gond ham!“ Der Vorteile bewußt, welche die Zugehörigkeit zu den älteren Klassen in bezug auf Dienstleistung mit sich bringt, ließ man sich den Ausdruck in diesem Sinne auch später noch gerne gefallen, und auf die Frage nach dem Alter konnte man die selbstzufriedene Antwort hören: „Ich be fan Auszügler me, ich ben en Chlous!“

Im nachfolgenden kurzen Gang durch die verschiedenen Bezirke des militärischen Lebens beschränke ich mich im allgemeinen auf solches Sprachgut, das ich weder bei Bächtold noch bei Escher gefunden habe. Damit will ich aber keineswegs behaupten, daß diese Ausdrücke einzig

bei uns vorkommen oder gar bei uns entstanden seien. Wie schon gesagt, erlauben uns die spärlichen Vergleichsmöglichkeiten nicht, die Frage der Verbreitung auch nur andeutungsweise zu beantworten. Die Namen der Grade haben nur wenig Neuerungen hervorgebracht; zu erwähnen sind etwa „Halboberst“: Oberstleutnant, „Quamster“: Quartiermeister, „Schwarzsender“: Feldprediger, der Hauptmann ist gewöhnlich einfach „de Alt“, aber auch „de Vatter“ (so nennt z. B. die Sanitätsmannschaft den Batallionsarzt). Statt Untergebener sagt man „Undergang“ und spricht z. B. vom Fouriergehilfen als von „im Furier sin Undergang“; „Zueschleger“ wird oft im selben Sinne gebraucht, noch häufiger aber für einen Gehilfen bei irgendeiner bestimmten Arbeit. Büroordnungen werden vom Feldsoldaten verächtlich „Büroluntsche“ genannt; die Generaladjutantur ist in „Generalagentur“ umgetauft worden. - Auch die Ausrüstung hat im allgemeinen die schon 1914/18 geltenden Bezeichnungen behalten; seither neu eingeführte Gegenstände gehen meistens unter ihrer Abkürzung; diese Erscheinung wurde beispielsweise auch bei Basler Truppen festgestellt. Die Gasmaske haben wir schon oben erwähnt. Die Tuchschirm-Mütze, die ihr ausländisches Vorbild kaum leugnen kann, ist unter dem Namen „Parteihuet“ bekannt. Sein Instrument nennt der Trompeter „Scherbe“ oder „Güge“, auch „Tüchel“, „Chenner“. Wer an Platt- oder andern abnormen Füßen leidet, „macht e Schwyzerreis“, d. h. er geht für einen Tag in die MSA. (Militärsanitätsanstalt), um dort „Blechsocke“, Schuheinlagen, zu fassen. Das in den Wiederholungskursen der dreißiger Jahre herrschende Wort „Waggel“ für Marsch ist durch „Rüttler“ verdrängt worden; marschieren heißt ironisch-zärtlich „täppele“ oder gar „beindle“. Als „Tujass“ (wohl eine vollständig neue Wortschöpfung, vielleicht mit Anlehnung an „Pejass“) bezeichnet man die Gefechts- und Nahkampfausbildung; das Verb dazu ist „tujasse“, z. B. „hüt hammer wider de ganz Tag ,tujasset““. „Pigg=Pigg“ galt eine Zeitlang für kurzen, scharfen Drill. Unter „Securitas“ versteht man eine Ortswache, die bloße Polizeiaufgaben zu erfüllen hat; auch „Dörfliwach“ wird dafür verwendet. Das wenig beliebte Impfen wird kurz und sachlich „steche“ genannt, die Durchleuchtung „Fleischg'schau“, und entsprechend „pfinnig“ derjenige, bei dem ein Befund zutage kommt. Sagt man von einem Offizier oder Unteroffizier: „Er schwümmt“, so meint man, er sei seiner Aufgabe nicht gewach-

sen, habe die Übersicht verloren, und so heißt's von einem solchen etwa auch: „Da ist en schöne Schwümmlehrer.“ Mit stets frischem Appetit stürzt sich der Soldat auf den „Haber“, das Essen; „er goht go habere“, wenn's zum Essen geht. Neben den bereits erwähnten „Hampf“ und „Ripper“ für Brot hört man auch „Gummi“, nur noch selten dagegen „Schmierlapse“ (=seife) für Konfitüre. Ist der „Spaz“ zäh, so erklärt man: „Die Chue hät men i der Achtigstellig verschosse.“ Gelegentlich wird einer in die Küche abkommandiert zum „Herdöpfel Spitze“. Nach dem Mittagessen will man gerne „uf d'Büchs lige“, sich irgendwo zum Schlafen legen, oder „am Chüssi lose“, schlafen, wobei mancher „Schnarchet wenen Bürstebinder“. Herrscht bei den Vorgesetzten Spannung oder Aufregung, z. B. wegen „Marmitis“, so erklärt der Soldat kopfschüttelnd: „Si tond wider tumm“ oder auch: „Bi dene boret's wider“, indem er mit dem Zeigefinger an der Schläfe eine bohrende Bewegung nachahmt. Wer infolge Hitze, Müdigkeit, Alkohol usw. in seiner Denkfähigkeit beeinträchtigt ist, „hät e teiggi Bire“, dagegen einer mit übernächtigem oder gar „verkatertem“ Aussehen „hät en Strumpflotter im Gesicht“. „En Glanz im G'sicht“ hat ein Angeheiteter; wem man den Alkohol schon auf Entfernung anriecht, der „stinkt we ne Chüeferschurz“. Der Arrestant sitzt „i der Chachle“ oder im „Chratte“, und ist einer vom Militärgericht verurteilt worden, so hat man ihn „versenkt“. Die bevölkerungspolitische Seite der regelmäßigen Urlaube erscheint in hellstem Licht in der Bezeichnung „Urlauberli“ für Kinder, die ihr Dasein einem Urlaub verdanken; einmal erzählte ein Soldat voll Vaterstolz, er habe drei Kinder, „und alles Urlauberli“!

Wie schon angedeutet, nehmen die Abkürzungen einen immer breiteren Raum ein (natürlich spreche ich hier nur von ihrem mündlichen, nicht aber vom durchaus berechtigten schriftlichen Gebrauch), was zum Teil ganz einfach darauf beruht, daß Bezeichnungen wie „Jka“, „Nof“, „Kapee“, „Emmessa“ weit „handlicher“ sind als die langatmigen, silbenreichen Gebilde Infanteriekanone, Nachrichtenoffizier, Kommandoposten, Militär-sanitätsanstalt, um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Trotzdem wäre es falsch, in dem - an sich löblichen - Drang nach Kürze die einzige Wurzel dieser Abkürzungssprache zu erblicken. Ganz deutlich lassen sich noch zwei weitere bloßlegen. Die eine davon ist der menschliche (und besonders männliche!) Spieltrieb, der einen förmlichen Sport dar-

aus macht, möglichst viele Abkürzungen zu gebrauchen und selbst neue zu erfinden; wohl allgemein verbreitet ist „Emka“ (= Militär-Kopf) für einen Übereifrigen, wozu sich noch die Steigerung „O-Emka“ (= Ober-Militär-Kopf) gesellt. „Bewe“ (= Benzin-Wachtmeister) heißt unser Motorfahrerwachtmeister (wobei wohl der Anklang an „Gewe“ mitgespielt hat). In einem früheren Dienst übte das „Ba-Bu-Bü“ (Bahnhof-Bufett Bülach) eine große Anziehungskraft aus. „Gadaz“ (G. D.= Arzt) und „Zaz“ (Zahnarzt) verdanken ihren Gebrauch ohne Zweifel der ebenso undefinier- wie unbestreitbar humoristischen Wirkung ihres Klanges. Die dritte Wurzel ist, wie mir scheint, in einer - oft ganz unbewußten - Neigung zu Wichtigtuerei zu suchen. Beispiele für diese kleine menschliche Schwäche sind wohl überflüssig; es genüge, daran zu erinnern, daß meist ganz junge Unteroffiziere und Offiziere sich durch besonders häufigen und todernt gemeinten Gebrauch der Abkürzungen „auszeichnen“.

(Schluß folgt)

Ein Hilferuf der Apposition

Da ich nur in der Sprachlehre (Grammatik) zu Hause bin und nichts mit Politik zu tun habe, darf ich es wohl wagen, mich als unverbesserliche Anschlußfreundin und Anpasserin vorzustellen. Ich kann nämlich gar nicht leben, wenn ich mich nicht anschließen und anpassen darf. Das ist eben meine Schwäche, daß ich immer nach einem andern Satzteil schielen und seinen „Fall“ (Kasus) annehmen muß: mein Freund, der Gemeindevorsteher - der Tod meines Freundes, des Gemeindevorstehers - ich gehe zu meinem Freund, dem Gemeindevorsteher - ich grüßte meinen Freund, den Gemeindevorsteher. Leider kümmern sich viele meiner verehrlichen Zeitgenossen sehr wenig um diese meine Eigenart und untergraben in mancherlei Weise die Wurzeln meines Daseins. Darum möchte ich die geneigten Leser des „Sprachspiegels“, die es ja mit der Sprachlehre gut meinen, zur Hilfe aufrufen, indem ich hier einige der beleidigenden Angriffe auf mich an den Pranger stelle. Aber vorher noch ein Wort der Entschuldigung, daß ich meinen lateinischen Namen beibehalte. Der Schriftleiter des „Sprachspiegels“ hat mich kürzlich in seinem durchaus löblichen Streben nach Verdeutschung „Beisatz“ genannt (3. Jahrgang, 1947, Seite 8). Ich weiß nicht, ob oder wie weit dieser Name in den deutschen Sprachlehrbüchern eingeführt ist. Aber ich finde ihn etwas zu un-